

Editorial

„Arbeit ohne Grenzen“

Der Begriff der „Arbeit“, der eine der Grundkategorien der klassischen Gesellschaftstheorie dargestellt hatte, führt in neueren theoretischen Entwürfen, so er nicht völlig verschwindet, allenfalls noch eine Randexistenz. Als typisch kann Luhmanns System gelten, für das Gesellschaft ausschließlich aus Kommunikationen besteht und Arbeit deshalb höchstens als kontingenter Umweltfaktor in Betracht kommt. Parallel dazu wird auch in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Gegenwartsdiagnosen ein mehr oder weniger dramatischer Bedeutungsrückgang des Faktors Arbeit konstatiert. Man beruft sich auf Phänomene wie Zunahme der Massenarbeitslosigkeit und der Teilzeitarbeit, Verkürzung der durchschnittlichen Wochen- und Lebensarbeitszeit, Zurückdrängung des unbefristeten und lebenslang eingegangenen „Normalarbeitsverhältnisses“ zugunsten von „Patchwork-Biographien“ etc. und schließt daraus auf „das Ende der Arbeitsgesellschaft“. Dass die beiden Befunde, der gesellschaftstheoretische und der gegenwartsdiagnostische, mit einander zusammenhängen, liegt auf der Hand: eine Gesellschaft, die sich selbst noch als „Arbeitsgesellschaft“ versteht, könnte kaum auf die Idee kommen, den Arbeitsbegriff grundlagentheoretisch in den Datenkranz abzuschieben. Beide Befunde leiden jedoch an einer doppelten Engführung, einer begrifflichen wie einer geographisch-historischen; der einen wie der anderen entgegenzutreten ist die zentrale Aufgabe, die wir uns mit diesem Schwerpunktheft gestellt haben.

Die begriffliche Engführung reduziert Arbeit stillschweigend auf Erwerbsarbeit, wenn nicht gar auf deren abhängige Form, auf Lohnarbeit. In der Krise zu stecken scheint nur diese, nur die Erwerbs- bzw. Lohnarbeit. Arbeit an sich dagegen, als wesentliche menschliche Tätigkeit, als Herstellung von Gebrauchswerten und Vergegenständlichung menschlicher Fähigkeiten, gibt es ohne Ende weltweit. In ihrer allgemeinen Bedeutung meint Arbeit sehr viel mehr als nur die Arbeit gegen Bezahlung. Die unmittelbare Arbeit zur physischen wie zur psychischen Reproduktion des Menschen gehört genau so dazu wie Arbeit zur Schaffung und Erhaltung gewollter Zustände von Natur und Umwelt als auch alle Arbeit zur Gründung und Erhaltung menschlicher Gemeinwesen als Existenzgrundlage mensch-

lichen Daseins. Der Bedarf an solchen nützlichen und begehrten Resultaten menschlicher Tätigkeit ist und bleibt unbegrenzt; und ohne Mühe und Anstrengung sind sie nach wie vor nicht zu haben. Die Rede von einer „Freizeitgesellschaft“, in der die Arbeit ihre Bedeutung nicht nur für das physische Überleben, sondern auch für die Persönlichkeits- und Identitätsbildung der Menschen verliert, muss all dies außer Acht lassen und führt deshalb notwendig in die Irre. Das signalisiert nicht zuletzt die aktuelle Debatte um die Bedeutung bürgerschaftlichen Engagements und der Familien für die Gesellschaft, ohne dass dies dort jedoch in einen Zusammenhang zur „Arbeitsdiskussion“ gebracht würde. Ohne Grundlagenklärung, ohne begriffliche Auseinandersetzung darüber, was mit „Arbeit“ sinnvoll gemeint sein kann und was alles zum Arbeitsbegriff dazugehört, stehen auch gesellschaftstheoretische und gegenwartsdiagnostische Aussagengebäude jedweder Art auf schwachen Füßen.

Die geographisch-historische Engführung der gegenwärtigen Arbeitsdiskussion ist nur allzu offenkundig. Über den Tellerrand der kapitalistischen Industrienationen des Nordens im späten 20. Jahrhundert haben die Protagonisten der These vom Ende der Arbeitsgesellschaft nie hinaus geschaut. Selbst in ihrer auf Erwerbsarbeit eingeschränkten Bedeutung hat sie jedoch nur für diese Länder wenigstens einen Hauch von Plausibilität. In der Dritten Welt laufen sämtliche Investitions-, Strukturanpassungs- und Entwicklungsprogramme der letzten hundert Jahre auf nichts anderes hinaus als auf eine Ausweitung der Erwerbsarbeit. Und diesbezüglich *waren* sie erfolgreich: Ohne das Geld und die Güter des Weltmarkts, die für die Masse der Bevölkerung nur durch Erwerbsarbeit zu beschaffen sind, funktioniert auch im hintersten afrikanischen, asiatischen oder lateinamerikanischen Hinterland nichts mehr. Dass diese Prozesse maßgeblich durch Entwicklungen in den kapitalistischen Zentren bestimmt sind und diese ihrerseits rückwirkend beeinflussen, ist kaum zu bestreiten. In den aktuellen Diskussionen um Gegenwart und Zukunft der Arbeit werden die Auswirkungen dieser Entwicklungen auf Arbeits- und Produktionsverhältnisse in den Peripherien jedoch allenfalls am Rande thematisiert. Im vorliegenden Heft werden einzelne Beispiele dafür gegeben, wie widersprüchlich und komplex die Neu- und Umverteilung von Arbeit zwischen jung und alt, Frauen und Männern in den Ländern des Südens aussieht.

Auch für die Industriegesellschaften als solche relativiert sich die These vom Rückgang der Erwerbsarbeit jedoch gewaltig, wenn man historisch ein kleines bisschen weiter zurück blickt. Das lebenslang eingehaltene „Normalarbeitsverhältnis“, dessen gegenwärtige Auflösung hier immer wieder konstatiert wird, dürfte auch im 19. und frühen 20. Jahrhundert „immer nur für eine (männ-

liche) Minderheit der Erwerbstätigen Realität gewesen sein“ (Jürgen Kocka/ Claus Offe, Hg., Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt 2000 – S. 489), insbesondere für Beamte und Akademiker, besser gestellte Handwerksmeister und die kleine Minderheit der Arbeiter, die zu den Stammebelegschaften der größten Unternehmen gehörten. Für alle anderen war vielfacher Wechsel des Arbeitsplatzes, begleitet immer wieder von Intervallen der Arbeitslosigkeit und der ungesicherten Gelegenheitsarbeit – die Patchwork-Biographie – auch damals schon die Regel. „Normal“ wurde das „Normalarbeitsverhältnis“ erst in der runde 25 Jahre andauernden Aufschwungphase nach dem Zweiten Weltkrieg. Und noch in einer dritten Hinsicht eröffnet der Blick über den Tellerrand der kapitalistischen Industriegesellschaften neue Perspektiven für die aktuelle Arbeitsdiskussion: in Bezug auf die begriffliche Klärung. Nur der interkulturelle Vergleich kann die unhinterfragten Selbstverständlichkeiten in unserem eigenen Arbeitsverständnis ihres quasinatürlichen Scheins entkleiden. Dies betrifft nicht nur die naive Gleichsetzung von Arbeit und Erwerbsarbeit in unserem Alltagsverstand, sondern auch solche Dinge wie die scheinbare Naturgegebenheit der je spezifischen Verteilung der erwünschten oder als notwendig erachteten gesellschaftlichen Aktivitäten nach Alter und Geschlecht; und es reicht bis hin zu der ebenfalls nur scheinbar selbstverständlichen Gleichsetzung von Arbeit und instrumentellem Handeln. Nur wer die Arbeitsverhältnisse in seiner eigenen Gesellschaft auf einem möglichst breiten Spektrum menschlicher Möglichkeiten verorten kann, kann sie überhaupt in ihrer Spezifität erkennen; auch und gerade die Gegenwartsdiagnose ist ohne den interkulturellen Vergleich zur Blindheit verurteilt.

Es gilt die Vielfältigkeit von Arbeitsverhältnissen und Produktionsformen in ihren Überschneidungen und Verschränkungen, ihre Verteilung und Zuteilung nach Alter, Geschlecht und Nationalität zu erforschen, um der Bedeutung der Arbeit für gesellschaftliche Entwicklungen heute nachzuspüren. Erst wenn auch nach dem Charakter der Arbeit jenseits rein instrumenteller Beschreibungen gefragt wird, kommen wir einem tragfähigen „Arbeitsbegriff“ näher.

Gerd Spittler unterscheidet bezüglich der Frage, was „Arbeit“ ausmache, zwei grundlegend verschiedene Betrachtungsweisen: Ein „technisches Paradigma“ sieht Arbeit als rein instrumentelle Tätigkeit, als zweckrationale Transformation eines passiven Objekts. Ein „interaktives Paradigma“ orientiert sich dagegen auch im Verständnis von Arbeit am Modell der Interaktion von Subjekten. Dinge, Pflanzen, Tiere, mit denen Menschen im Arbeitshandeln umgehen, haben „Eigenwillen, Eigensinn“; in der Arbeit tritt man in ein Spiel, einen Kampf, einen Austausch mit ihnen ein. Spittler zeigt zunächst an einer Reihe von ethnographischen Fallstudien, dass das interaktive Paradigma in Gesellschaften von Jägern und Samm-

lern, von Bauern und von Hirten das dominierende ist. Es ist jedoch auch in der kapitalistischen Industriegesellschaft nicht völlig verschwunden, wie beispielsweise Studien über Wartungstätigkeiten an hochtechnisierten Maschinen belegen, denen die Wartungsarbeiter alle möglichen Tricks und Bosheiten unterstellen, mit denen sie in einer Art sportlichen Wettkampfs fertig werden müssen. Die ausschließlich instrumentelle Betrachtungsweise steht nicht nur dem Verständnis von vorindustrieller Arbeit im Wege; sie behindert auch die Forschung über kapitalistische Industriearbeit.

Auch für den Zusammenhang von Arbeit und Einkommen bzw. sozialer Sicherheit – ja eigentlich das Ziel für das gearbeitet wird – spielen interaktive Momente und Kommunikation eine möglicherweise größere Rolle als instrumentelles Handeln. *Gerlind Schneider* beschreibt die Arbeit von Frauen in Townships von Harare im Anschluss an Polanyi als eingebettet in soziale Netzwerke. Diese Netzwerke sind die Voraussetzung ihres ökonomischen Handelns. Außerhalb der Netzwerke können sie weder investieren, produzieren oder ihre Produkte verkaufen. Subjektiv scheint Frauen ihre Tätigkeit, die sie nicht selten selbst gar nicht als Arbeit bezeichnen, vor allem in der Pflege sozialer Beziehungen zu bestehen. Die Analyse der Autorin zeigt, dass innerhalb der so aufgebauten Netzwerke jedoch ein wesentlicher Teil der alltäglichen Versorgung, des notwendigen Einkommens und der sozialen Sicherheit geschaffen werden.

Ludger Pries diskutiert die gängige Überzeugung von einem durch die Globalisierung bedingten Trend zur universellen Konvergenz der industriellen Beziehungen, der insbesondere zu einem weltweiten Bedeutungsverlust kollektiver Regulierungsmuster von Arbeit führen soll. Er wendet dagegen vor allem ein, dass die nationalen Einbettungen der industriellen Beziehungen diese „globalisierungsresistenter“ machen als gemeinhin angenommen, und unternimmt es, dies durch einen Vergleich der Arbeitsverhältnisse in Deutschland und Lateinamerika (Brasilien, Kolumbien, Mexiko) empirisch zu belegen. In Deutschland (und anderen frühindustrialisierten Ländern) lässt sich die Entwicklung der industriellen Beziehungen beschreiben als Zwischenschritt vom vorbürgerlichen Status über den formal frei einzugehenden Kontrakt zu einem neuen „Erwerbsbürgerstatus“, der auch durch die Globalisierung bisher nicht grundlegend in Frage gestellt wurde. In Lateinamerika (und anderen spätindustrialisierten Ländern) wurden beide Phasen anders und vielfach parallel vollzogen. Auch an der dadurch bewirkten strukturellen Heterogenität dieser Länder hat die Globalisierung wenig geändert.

Ein wesentliches Merkmal der Arbeitsmärkte in Lateinamerika ist nicht nur ihre strukturelle Heterogenität, sondern auch ihre Strukturierung entlang von

Geschlecht. *Luz Gabriela Arango* gibt einen Überblick über die Forschung zu den Veränderungen der geschlechtlichen Arbeitsteilung in Lateinamerika von der Phase der Importsubstitution bis zur neoliberalen Globalisierung. An Beispielen aus einigen Ländern zeigt sie die zunehmende Einbeziehung von Frauen in die Erwerbsarbeit bei gleichzeitiger Prekarisierung und Flexibilisierung der Beschäftigungsverhältnisse auf. In ihrem Fazit erweist sie auf die innovativen Arbeiten feministischer Ökonominen, die die Einbeziehung der häuslichen Reproduktionsarbeit in den Arbeitsbegriff und der dadurch geschaffenen Werte in die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung fordern. Nur eine solche offizielle Anerkennung der unbezahlten Arbeit wird zu mehr Geschlechtergerechtigkeit auch auf dem Arbeitsmarkt führen.

Aus der Perspektive der Arbeit von Kindern in vorindustriellen Gesellschaften greift *Manfred Liebel* die Diskussion um einen umfassenden Arbeitsbegriff auf. Nicht jegliche Art von Kinderarbeit ist *ex definitione* verwerflich und inhuman. Liebel zeigt an ausführlichen ethnologischen Beispielen, wie Arbeit für Kinder weit mehr bedeuten kann als instrumentelle Herstellung von Produkten. Arbeit bedeutet für Kinder in vorindustriellen Gesellschaften regelmäßig auch Lernen, ist eng mit ihrer Anerkennung als Person, mit der Möglichkeit, Eigentum zu erwerben, und mit Freiräumen zum selbständigen Handeln verbunden. Ausbeuterische Arbeitsverhältnisse und Versklavung von Kindern entstehen vor allem unter Bedingungen von Klassenherrschaft und kapitalistischer Akkumulation.

Joachim Betz nimmt das Phänomen der weltweiten Kinderarbeit aus der Perspektive der Entwicklungszusammenarbeit unter die Lupe und zeigt an Beispielen aus Indien, dass jenseits der bekannten Horrorberichte über einzelne Kinderarbeiter insgesamt sehr wenig genaues Datenmaterial über Kinderarbeit, ihr Ausmaß und Bedingungen vorliegt. So ist keineswegs klar, dass immer ein kausales Verhältnis zwischen Kinderarbeit und Armut sowie fehlendem Schulbesuch besteht. Betz weist in diesem Zusammen auf die Bedeutung der Qualität des Schulunterrichts und seiner Sinnhaftigkeit in Konkurrenz zu Möglichkeiten der Erwerbsarbeit hin. Entsprechend plädiert er für eine Ausweitung und Qualitätssteigerung von Schulen, die Unterstützung ehemaliger Kinderarbeiter und die Schaffung von Einkommensmöglichkeiten für die Familien, um den Dienstausschlag der Kinder zu kompensieren.

Reinhart Kößler und *Hanns Wienold* greifen am Ende des Heftes noch einmal die Frage auf, was Arbeit denn eigentlich sei. Sie gehen nach einem Überblick über Antworten auf diese Frage aus der Gesellschaftstheorie ausführlich der Bedeutung von Arbeit im Werk von Karl Marx nach. Hier findet sich eine deutlich pointierte Verknüpfung der Problematik der Arbeit mit jener der gesellschaftli-

chen Formbestimmung und dem Naturverhältnis von Produktion und Reproduktion. Genau dieser Zusammenhang ist für die Autoren der Ausgangspunkt für die Konzeptualisierung von Arbeit in den gesellschaftlichen Zusammenhängen der Gegenwart. Auch für sie gilt, dass der „Arbeitsprozess nur ein bloßer Prozess zwischen Mensch und Natur“ ist, und demnach die zentrale Kategorie für eines der drängendsten Probleme der Gegenwart.

Auch in diesem Heft greifen wir in der Diskussion noch einmal die Ereignisse des 11. September 2001 auf. Wir halten es für einen Glücksfall, dass der Kommentar von *Soussan Sarkosh* eine in dieser Form nicht häufige Perspektive aus dem Süden formuliert, aus der die Ansprüche der Aufklärung und vor allem einer säkularen Kultur nicht als Produkte des Westens, sondern als vielgestaltiges Erbe der gesamten Menschheit erscheinen, an dem sich nicht zuletzt auch die durch unterschiedliche religiöse Doktrinen geprägte und legitimierte Geschlechterverhältnisse messen lassen müssen.

Wie immer freuen wir uns über Zuschriften und weitere Kommentare zu diesem Thema, zu dem Ende des Jahres ein Schwerpunktheft erscheinen wird. *Call for papers* zu diesem und den darauf folgenden Heften finden sich auf unserer Homepage [www. Zeitschrift-peripherie.de](http://www.zeitschrift-peripherie.de)